

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 7

Artikel: Vor hundert Jahren [Schluss]
Autor: Büchi, J.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdruck verboten.

Vor hundert Jahren.

Von J. S. Büchi.

(Schluß.)

Während so in der Ostschweiz die alte Staatsordnung zusammenbrach und dadurch aller Widerstand gegen die französische Invasion verunmöglicht wurde, rettete Bern, im rühmlichen Kampfe fallend, die Ehre der alten Schweiz. Im Laufe des Monats Januar hatte sich die Mobilisirung der bernischen Truppen vollzogen, und diese waren etwa 24,000 Mann stark in ihre Stellungen eingerückt, um eine Grenzlinie von Nigle bis zum Fricktale in der Länge von ungefähr vierzig Stunden zu verteidigen. Die kriegerische Stimmung ließ nichts zu wünschen übrig. Ein Augenzeuge schreibt: „Ich sehe jetzt noch die biedern Männer mit ihren kleinen aufgeschlagenen Hüten, weiten breiten Röcken mit Halbtaler großen Knöpfen, Westen bis nahe auf die Kniee, kurzen Beinkleidern, langen Ramaschen und starken, wohlbeschlagenen Schuhen. Jeder Dragoner, der angesprengt kam, jeder Courier, jeder Bote interessirte auf's höchste Wehrmänner und Bevölkerung, die sich bald in Kreisen versammelten, um die freudige Botschaft: „Vorwärts!“ zu vernehmen, aber leider immer in ihren Hoffnungen sich betrogen fanden.“

In den ersten Tagen des Monats Februar waren in den beiden von französischen Truppen besetzten schweizerischen Gebieten zwei neue Generale aufgetreten, im Waadtlande Brune, ein verschmitzter Emporkömmling voll Habsucht und Raubgier, im Bistum Basel Schauenburg, ein Mann, dessen Charakter nicht frei von Roheit und eigennützigen Absichten war. General Brune erkannte, nachdem er an Stelle Menard's getreten war, sofort, daß es noch nicht Zeit sei zu kriegerischem Vorrücken; darum begann er seine heimtückischen Unterhandlungen, durch die er im Räte zu Bern trügerische Friedenshoffnungen zu erwecken mußte. Die bernischen Gesandten, die am 16. Februar seinem Rufe gefolgt waren, versprachen Demokratisirung Berns, Verzicht auf das Waadtland und Verstärkung der schweizerischen Centralgewalt, wiesen dagegen den Einheitsstaat, wie er durch die eben damals verbreitete Ochsische Verfassung bekannt wurde, zurück. Brune entließ sie ohne bestimmte Antwort und erklärte, daß innerhalb der nächsten vierzehn Tage keine Feindseligkeiten eintreten sollten.

Während so der französische General die Energie des Rates zu Bern lähmte und die Disziplin der bernischen Truppen lockerte, rückte endlich auch der eidgenössische Zuzug an, 4700 Mann stark und dazu unter Bedingungen, die das ganze Korps für Bern sozusagen unbrauchbar machten.

Einzig die zwei Zürcherbataillone konnten zum Teil in die Feuerlinie vorgeschoben werden, aber auch für sie trat, wie für alle andern, der sogenannte „Bundesfall“ erst ein, wenn die alte Landschaft Bern direkt bedroht war. Das Klägliche dieses eidgenössischen Zuzuges tritt erst ins volle Licht, wenn man damit den kriegerischen Aufmarsch gegen den gleichen Feind im Jahre 1513 vergleicht. Da hatte die Tagsatzung zu Zürich am ersten August den Angriff auf Frankreich beschlossen, und in weniger als vier Wochen standen 30,000 Mann vor Besançon und nach weiteren zehn Tagen befand sich das Heer schon dreißig Stunden weit im Feindesland. Von einer solchen Energie und Schlagfertigkeit war 1798 nichts mehr vorhanden. Seit zwei und einem halben Jahrhundert war es eben nie mehr zu einer gemeineidgenössischen Kraftentfaltung gekommen, das unheilvolle Soldwesen hatte die gesamte Wehrkraft zersplittert und den Sinn für gemeinsames Handeln zerstört. Dazu kamen die Folgen der Revolution in den östlichen Orten, wo der Freiheitsdrang das Volk vergessen ließ, daß gleichzeitig die nationale Selbständigkeit auf dem Spiele stehe, und bei den innern Orten der im Stillen fortglimmende Haß gegen das mächtige Bern, dem man sogar jetzt bei der Verwendung der eidgenössischen Zuzüger eigennützige Absichten zutraute.

Der Oberbefehlshaber der bernischen Truppen, Generalmajor Ludwig von Erlach, der von der Fruchtlosigkeit aller Unterhandlungen mit den französischen Truppenführern längst überzeugt war und mit Kummer die täglich fortschreitende Lockerung der Disziplin seiner Milizen sah, drängte endlich auf einen Entscheid. Er befahl allen Offizieren, die zugleich Mitglieder des Rates waren, mit ihm nach Bern zurückzukehren. Am 26. Februar ritt er an der Spitze von 72 Offizieren in die Stadt und erschien im Ratssaale. Der Anblick der Männer im Wehrkleide machte einen gewaltigen Eindruck auf ihre zaghaften Mitbürger. Einstimmig wurde dem General unumschränkte Vollmacht erteilt, alle Maßregeln zu treffen, die er zum Heil und zur Rettung des Vaterlandes für nötig finden würde. Die auf ihre Posten zurückkehrenden Offiziere wurden vom Volke, in welchem jetzt ein kriegerisches Feuer aufflammte, mit Jubel begrüßt. Der allgemeine Angriff war auf die Morgenfrühe des 2. März angesetzt. Noch war aber der Rat in Bern nicht auseinander gegangen, als ein Courier Brune's mit der Mitteilung erschien, es wünsche der General die friedlichen Unterhandlungen fortzusetzen. Die frühern Gesandten wurden mit den frühern Vollmachten in aller Eile abgeschickt. Schon am 28. Februar waren sie bei Brune. Dieser überreichte ihnen in stolzem und mürrischem Ton ein Ultimatum, in welchem er Abdankung der Regierung, Rückzug der eidgenössischen und bernischen Truppen, Frei-

fassung aller wegen „politischer Meinungen“ verhafteter Bürger und Einführung der helvetischen Verfassung verlangte. Gleichzeitig versprach er Verlängerung der Waffenruhe bis 1. März abends 10 Uhr. Der bernische Rat wies mit 145 gegen 3 Stimmen dieses Ultimatum im ganzen zurück, gab aber in einigen Punkten nach und ließ seinen Beschluß durch Oberst Tscharner Brune überbringen. Zugleich wurde an Erlach die Aufforderung abgesandt, bis zur Rückkehr Tscharners jede militärische Aktion zu unterlassen. Dadurch war nun der bernische General in die traurige Lage versetzt, seinen Angriffsbefehl, der teilweise schon in Ausführung begriffen war, zurückzunehmen. Kein Wunder, daß auf diese Weise die Disziplin der Truppen vollständig aufgelöst wurde und der Irrwahn des Verrates mehr und mehr Platz griff. Während Tscharner in der Nacht vom 1. auf den 2. März mit Brune unterhandelte, rückte Schauenburg gegen Solothurn und Bïjon gegen Freiburg vor, und als der Berner Deputirte mit einem zweiten Ultimatum seiner Vaterstadt zueilte, waren die beiden Nachbarstädte bereits in den Händen des Feindes. Der 3. März brachte neben heillosen Verwirrung die Kunde von der Einnahme Murten und der Zerstörung des alten Beinhauses durch die Franzosen. Erlach zog nun seine Truppen aus der ersten Verteidigungsstellung in eine zweite zurück, im Süden, hinter Saane und Sense, im Norden auf die Linie Grauholz-Narberg. Aber schon sah er seine Befehle nur mangelhaft oder gar nicht befolgt, überall wurde nach Verrat geschrien und offenbarte sich jene leidenschaftliche Stimmung, der später der unglückliche Befehlshaber selber zum Opfer fallen sollte.

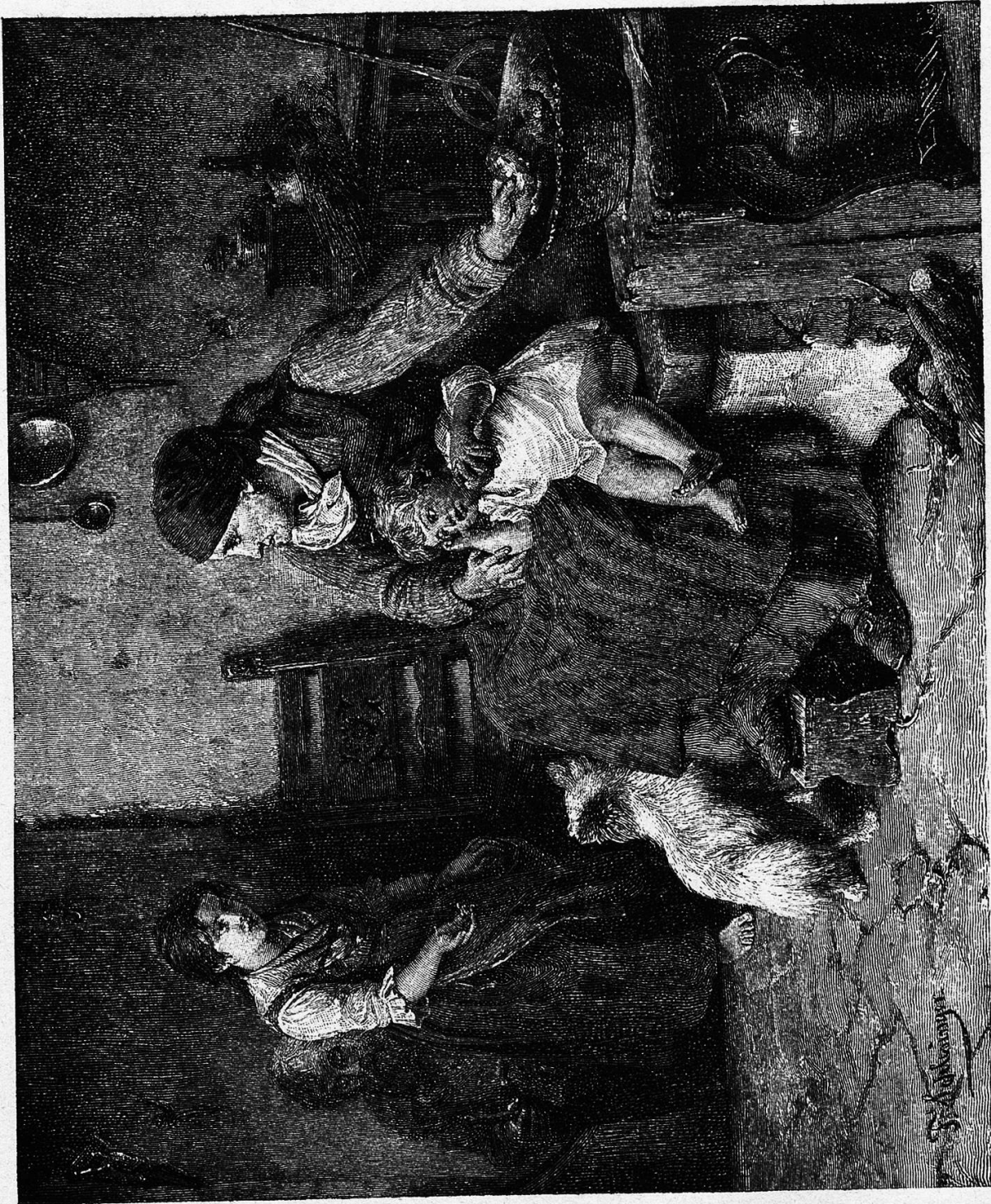
Am 4. März morgens 6 Uhr versammelte sich der Rat zum letzten Mal. Auf Brune's Verlangen dankte er ab und legte die oberste Gewalt in die Hände einer provisorischen Regierung von 105 Mitgliedern, an deren Spitze Frisching stand. Steiger widersetzte sich diesem Beschluß nicht mehr. Stumm und trauernd verließ der siebzigjährige Greis den Saal, in dem er so oft das Wort geführt hatte. Dann verließ er die Stadt, um sie nie wieder zu betreten, und begab sich in militärischer Kleidung dorthin, wohin „Ehre und Pflicht“ ihn riefen. Doch es war ihm nicht vergönnt, auf dem Schlachtfelde zu sterben, in der Fremde sollte er seine Tage beschließen.

Der 4. März, es war ein Sonntag, ging zu Ende. Eine sternklare Nacht senkte sich zur Erde; still blickte der Mond auf die Gefilde, wo zwei Völker zum ungleichen Kampfe einander gegenüber standen. Auf der einen Seite eine nach allen Regeln der Kriegskunst aufmarschierte Doppelarmee siegesfroher und beutegieriger junger Krieger, auf der andern ungeübte Milizen und undisziplinirte Landstürmer jeden Alters ohne einheitliche Leitung.

In der Morgenfrühe des 5. März ließ Brune durch seinen Brigade-General Bijon den Angriff auf die südwestliche Verteidigungslinie Berns eröffnen. Der Hauptstoß erfolgte auf Neuenegg, wo die Berner nach hartnäckiger Gegenwehr zurückgeworfen und zersprengt wurden. Der Befehlshaber Generalquartiermeister Graffenried reitet eilends der Stadt Bern zu, langt morgens 6 Uhr dort an und macht der provisorischen Regierung Mitteilung von seiner Niederlage. Jetzt heulen die Sturmglocken durchs Land, alle um Bern liegenden Truppen werden durch Eilboten zusammengerufen und schon um 8 Uhr steht eine Schar von 2300 Mann beisammen; es waren Berns beste Truppen dabei. Vergeblich werden die Zuzüger von Uri, Schwyz und Glarus zum Anschluß aufgefordert, diese „getreuen, lieben“ Eidgenossen schicken sich aber an, in die Heimat zurückzumarschieren. Graffenried reitet mit der gesammelten Mannschaft gegen das Schlachtfeld zurück, aber Ermattung und Niedergeschlagenheit machen es ihm unmöglich, die nötigen Anordnungen zu treffen. Da übernimmt sein Generaladjutant Weber die Leitung der Truppen. Unter der Führung dieses Tapfern drängen die Berner die Franzosen zurück, erobern ihr Bivouak und die verlorenen Kanonen wieder und werfen die Feinde hinter die Sense zurück. Der alte Bernermarsch hat den Sieg über die Marseillaise davongetragen. Schon klettern bernische Scharfschützen das jenseitige steile Flußufer hinan, als die Kunde von den Ereignissen im Norden der Hauptstadt eintrifft und den Vordringenden Halt gebietet. Der entscheidende Schlag war im Grauholz, unter den Augen Erlachs und Steigers gefallen. Hier erschocht Schauenburg mit seiner Übermacht einen unrühmlichen Sieg, der die Übergabe Berns zur Folge hatte. Mittags halb zwei Uhr hielt Schauenburg als der erste Feind, der seit 607 Jahren das Innere der Stadt betreten, seinen Einzug, und Tags darauf erschien auch Brune. Mit dem Sturze Berns hatten die Franzosen ihren Zweck erreicht, die ganze alte Eidgenossenschaft lag wehrlos zu ihren Füßen, und es begann jetzt eine Reihe von Verraubungen und Plünderungen aller Art, so rücksichtslos und grausam, daß an vielen Orten den Leuten nichts übrig gelassen war, als „die Augen zum Weinen.“

Wenn so der alteidgenössische Staatenbund durch Betrug und französische Gewalt zertrümmert wurde, so war es wenigstens Bern vergönnt, kämpfend zu fallen, und die sinkende Sonne der alten Eidgenossenschaft durfte mit ihren letzten Strahlen noch einen Sieg altschweizerischer Tapferkeit beleuchten. Dieses letzte Aufflammen echter Volkskraft ist zugleich der Frühschein einer neuen Zeit. Untergegangen ist der alte Schweizerbund, aber es war ihm ein Jenseits beschieden, er lebt fort in neuen, andern Formen.

Noch während die französischen Generale und Kommissäre gleich blutigeren Vampyren das Land ausfogen, wurde auf den Trümmern des alten Staatswesens das stolze Gebäude des helvetischen Einheitsstaates aufgerichtet. Diese Schöpfung jedoch lieferte in ihrem kümmerlichen Dasein den Beweis, daß die politische Entwicklung der Völker nicht im Lauffschritt fortschreitet und daß dauernde Staatswesen nicht am Schreibtische allein geschaffen werden können. Als Gründe, die zum raschen Verfall des Einheitsstaates führten, werden gewöhnlich genannt: die Finanznot, die Fremdherrschaft und der Bürgerkrieg. Die Hauptursache jedoch ist in dem gesunden politischen Sinn unseres Schweizervolkes zu suchen, mit dem es die fremde Zwangsjacke abwarf und wieder Fühlung mit dem alten Staatswesen suchte, ohne dabei aber die durch die Revolution neuerdings zur Geltung gebrachte demokratische Grundlage wieder ganz zu verlassen, eine Grundlage, die es gewiß ohne die fränkische Invasion, man darf es vielleicht sagen, ohne die Revolution selbst wieder gefunden haben würde. Eines aber dürfen wir nicht vergessen, was wir der französischen Okkupation zu verdanken haben, es ist die Aufrechterhaltung des nationalen Gedankens durch die Niederwerfung einer gefährlichen Sonderbestrebung, die mit dem Untergang des alten Staates in Fluß gekommen war. Die demokratischen Kantone suchten, die scheinbare Uebereinstimmung ihrer Staatsform mit den Grundsätzen der Revolution benützend, den gefährlichen Sturm von sich fern zu halten, und Preisgabe des eidgenössischen Verbandes wäre ihnen zur Erreichung dieses Zweckes kein zu großes Opfer gewesen. Wir sehen eine erste Spur dieser gefährlichen Bewegung in dem kläglichen Heimmarsch des eidgenössischen Zuzuges am Tage der großen Not, eine zweite in dem Projekt Brune's, zufolge welchem das Gebiet des alten Staates in drei Teile zerschnitten und einer davon unter dem Namen Tellgau als eigener Staat konstituiert werden sollte. Die Verwerfung dieses Projektes durch die Machthaber an der Seine, welche am Einheitsgedanken festhielten, führte zum Aufstand der Schwyzer und seiner betäubenden Wiederholung in Nidwalden. Durch die Niederwerfung beider Erhebungen wurde die Einheit der schweizerischen Nation gerettet, und die Worte des helvetischen Direktoriums, daß sich die französische Armee um das Vaterland verdient gemacht habe, können, wenn auch nicht vom allgemein menschlichen, so doch vom schweizerisch nationalen Standpunkt aus gerechtfertigt werden; denn die Franzosen haben durch ihr Eingreifen nichts anderes getan, als was was die Eidgenossen ein halbes Jahrhundert später diesen gleichen Orten gegenüber selber tun mußten, bei welchem Anlasse an die eidgenössische Armee von den Behörden genau dieselbe Erklärung abgegeben wurde. Diese Einigung aus



„Ein blinder Mann.“

eigener Kraft ist ein Beweis für die politische und moralische Gesundheit unseres Schweizervolkes, und so lange diese anhält, wird auch der neue Schweizerbund kräftig dastehen. Was ihn aber immer und immer wieder mit dem alten Bunde verbindet und uns diesen lieb und teuer macht, das ist das hehre Vermächtnis, das uns der große Tote hinterlassen hat: „Träger der Freiheit und Menschenwürde zu sein im schönen Alpenlande, so lang die Berge stehn auf ihrem Grunde.“

Die Entwicklung unseres neuen Staatswesens scheint zur Hoffnung zu berechtigen, daß das Schweizervolk die Kraft besitze, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Die Hoffnung wird in Erfüllung gehen, wenn es die Lösung stets mit religiös-sittlichem Ernst in Anlehnung an Vaterland und Familie erstrebt und sich nicht durch politische Heißsporne oder schwärmerische Theoretiker auf Abwege drängen läßt; denn von der Volksherrschaft zur Böbelwirtschaft ist oft nur ein kleiner Schritt. Was all den neuen Errungenschaften einen sichern Bestand verleihen, zu weitem führen und innere Spannungen sowohl als äußere Gefahren überwinden helfen wird, das ist der mehr und mehr erstarkende nationale Geist, der sich in den glänzenden Referendumstaten stets imposanter offenbart. Dieses Nationalgefühl und den Sinn für nationale Ehre zu pflegen und die Keime dazu in die zarten Herzen der Jugend zu legen, das ist auch eine Aufgabe der Schule. Möge sie dieselbe nie aus dem Auge verlieren und den Geschichtsunterricht stets so einrichten, daß er die Jugend erwärme und begeistere für das Große und Edle, das Ewige, Göttliche, auf daß ein Geschlecht heranwache, das in ernstesten Tagen der Gefahr mit ruhigem Blick und opferfreudigem Mut entgetretete, eingedenk des Dichterswortes:

„Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei
O Sohn dein Alles freudig weih!“



Das Hemd des glücklichen Mannes.

von Luis Coloma.

Autorisierte Uebersetzung (a. d. Spanischen) von Ernst Berg.



Vor langen Zeiten regierte im glücklichen Arabien der König Berthold I., der der Große genannt wurde, wohl, weil er der dümmste aller Monarchen aus seiner Dynastie war. Seine königliche Majestät war